

HANS STERNEDER



DER SONNENBRUDER

LESEPROBE

EICH-VERLAG

Originalausgabe erschienen im
L. Staackmann Verlag, Leipzig 1922.
Bis zum Jahre 2002 sind 13 Auflagen erschienen.

1. Auflage 2008

ISBN 978-3-940964-00-7

© 2008 Thomas Eich-Verlag, Werlenbach
Alle Rechte vorbehalten

Umschlagfoto: Axel Mast
Umschlaggestaltung und Satz: Thomas Eich
Druck und Bindung: Bercker Graphischer Betrieb GmbH & Co. KG
Printed in Germany

www.eich-verlag.de

HANS STERNEDER

DER SONNENBRUDER

Roman

LESEPROBE

EICH-VERLAG

LESEPROBE

Drittes Kapitel

...

Bei solchen und ähnlichen Reden war es längst Mitternacht vorbei geworden, und als Beatus in seinem rotgewürfelten Gesellenbette lag, konnte er noch lange nicht schlafen vor Freude, nach so vielen Monden wieder einmal in einem Bett zu liegen, in dem er sich obendrein wie daheim fühlte. Und seine Gedanken gingen noch lange in die gute Stille und wohligen Behagen rieselte immer wieder durch seinen Leib.

Erst als die Turmuhr halb zwei schlug, schlief er ein.

Als Beatus am nächsten Morgen beim ersten Starenpffiff aus dem Bette sprang und seinem alten Freunde eröffnete, dass er loszutippeln gedenke, wäre der Alte beinah springgiftig geworden vor helllichter Enttäuschung. Doch fand er sich gleich wieder, lächelte und sagte: „Nein, nein, das tust du ja nicht, mein Junge! Du bist doch nicht extra zu dem Zwecke zum alten Vater Hahn gekommen, um ihm weh zu tun. Und du würdest mir wehe tun, wenn du nach diesen paar Stunden schon wieder gingest, Beatus!“

Nur zu gerne ließ sich der ziellose Wandere bereden.

„Da weiß ich dir viel gescheiterte Dinge, mein lieber Junge“, sagte der alte Flickschuster. „Du gehst jetzt mal in die Küche und machst uns einen guten Frühstückskaffee zurecht und hernach wird es gerade Zeit sein, zur Frühmesse zu läuten. Kannst heut einmal an meiner Stelle Mesner spielen. Und der alte Herr

Pfarrer wird sich sicherlich auch freuen, wenn er dich nach so langer Zeit wiedersieht!“

Ja, und ob sich der greise Priester freute! Er wollte vor Freude gar nicht ins weiße Chorröckel finden, in das ihm Beatus half; immer wieder fuhr er vor Aufregung daneben.

Und der fremde Walzbruder kniete an den Stufen des Altars, schellte das Glöckchen und ministrierte mit so andächtiger Hingabe, wie er es einst in dem fernen, stillen Dörfchen getan, das die Heimat seiner Kindheit gewesen. Es schien ihm fast, wie wenn der greise Diener Gottes sich ein wenig beeile! Und die Männlein und Weiblein in den Betstühlen wollten heut gar nicht recht andächtig werden, so sehr beschäftigte die fremde Gestalt ihre Gedanken.

Lange weilte der alte Seelsorger nach der Messe in Vater Hahns Schusterstube und beim Weggehen lud er sie ein, heute Mittag seine Gäste zu sein.

Am Abend saßen sie beide lange Zeit auf der Gartenbank beim Bienenstand und in ihnen war eine fast feierlich-wehmütige Stimmung. Sie fühlten beide, dass sie sich lange nimmer sehen – ja dass sie einander vielleicht das letzte Mal auf dieser Erde gesehen haben. Dies brachte es mit sich, dass der Weißkopf alle liebevolle Besorgtheit seines Herzens und viel Erfahrung seines reichen Lebens auskramte und Stück für Stück in die Hände des geliebten Menschen legte, dessen Leben er kaum kannte und den er doch lieben musste, als wäre er sein Fleisch und Blut. Und er tat dies mit jener Sorgfalt, mit der man alte Familienerbstücke in die Hände gibt, dabei etwa sagend: Dies hat der gottselige Großvater zum ersten Mal getragen, als er sein Weib heimführte, und dies da trug die Mutter, Gott lass sie selig ruhen, immer mit besonderer Freude, wenn ein hoher Festtag war.

Und Beatus nahm alles entgegen und legte es zutiefst in den Schrein seines Herzens.

Und als die Sterne den Himmel übersäten und Sirius sein ewig unruhiges Licht durch die Bäume funkeln ließ, kam der Greis auf Gott zu sprechen. Und die Weihe der Stunde gab dem einfachen Manne eine Schönheit der Darstellung, die in ihrer Schlichtheit etwas an sich hatte von der Größe der Sprachgewalt der Propheten. Und zu jedem seiner Worte leuchteten die Sterne und zirpten die Grillen ihr trauliches, rührend schlichtes Preislied und beistimmend flüsterten die Blätter der segenschweren Bäume.

„Ich bin nur ein einfacher Handwerker und kann's nicht so in Worte setzen, wie ich's empfinde“, schloss er schlicht und eindringlich, als fühle er, dass sein Schützling es brauchen würde, „aber wenn du je verzagen solltest, Beatus, und wenn du einmal gar keinen Trost mehr haben solltest im Herzen, dann richt deine Augen gläubig auf die Sterne oder knie zu einer Blume nieder und schau ihr tief und lang in den Blütenkelch, und du wirst spüren, dass der liebe Gott dir nah ist! Lass dich nie durch Worte der Menschen irremachen, wenn sie dir deinen Gott nehmen wollen! Lauf von ihnen weg und knie dich draußen in der schönen Gotteswelt nieder und sie wird dir eindringlich und warm sagen, dass es einen ewigen Lenker über den Sternen gibt! Lass dir diesen Glauben nie rauben und geh ihm selber immer mehr nach, und je mehr du dies tust, umso näher wird dich der Allmächtige an sich nehmen. Wenn du aber einmal den Schutz deines Gottes fühlst, dann kannst du nimmer elend werden in deinem Leben.“

Und nach einer kleinen Weile feierlichen Schweigens fuhr er fort: „Ich habe von meinem Vater, Gott lass ihn selig ruhen, ein altes, vergilbtes, arg zerlesenes Buch geerbt, das noch vom Urgroßvater her ist, der ein angesehener Bürger war. In diesem Buch stehen lauter tiefe, schöne, fromme Lieder drinnen, wie man sie in evangelischen Gotteshäusern singt. Und vorne steht, dass sie von einem Paul Gerhardt gemacht sind. Ich hab sie alle oft und

oft gelesen, besonders seit ich alt geworden bin und mein Weib von mir gegangen ist. Wenn ich da so mutterseelenallein in meiner Werkstatt saß, da hab ich mir das alte Büchel geholt und darin gelesen bei meiner Schusterkugel. Die meisten Lieder kann ich längst auswendig; keines aber hat mich so tief erschüttert und getröstet wie das eine, das er das christliche Wanderlied nennt. Und dies, mein Beatus, wird auch dir ein gar starker Trost sein können, drum will ich dir's vorsagen.“

Und während sich seine Hände unbewusst in seinem Schoße falteten, begann er mit feierlicher, langsam getragener Stimme wie ein Prediger, der der Gemeinde ein Gebet vorspricht:

„Befiehl du deine Wege,
und was dein Herze kränkt,
der allertreusten Pflege
des, der den Himmel lenkt;
der Wolken, Luft und Winden
gibt Wege, Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden,
da dein Fuß gehen kann.“

Und unter dem blinkenden Scheine der Hunderttausenden von Sternen, die der Ewige als treue Schutzengel an seinen Himmel gestellt, auf dass sie die Menschen heimweisen in ihrer Not, sprach der Alte weiter und sein schneeweißes Haar leuchtete:

„Dem Herren musst du trauen,
wenn dir's soll wohlergehn;
auf Sein Werk musst du schauen,
wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
und mit selbsteigner Pein

lässt Gott Ihm gar nichts nehmen,
es muss erbeten sein.“

Siehe, in diesem Augenblicke fuhr eine leuchtende Sternschnuppe fast waagrecht über den ganzen Himmel und es war anzusehen wie eine feierliche Geste des Erhabenen.

Da konnte Beatus nimmer an sich halten; siedend heiß war es ihm während des erschütternden Gebetes des greisen Mannes vom Herzen zum Halse gestiegen, und als er nun endete, warf er sich laut aufstöhnend an die Brust des schlichten Dorfschusters, der ihm wie ein Vater war. Der aber nahm den Kopf des Schluchzenden in seine Hände und fuhr immerzu liebkosend über sein Haar.

„Weine nur, mein Junge, weine nur“, murmelte der greise Mann fortgesetzt. Das Weinen wird dir guttun, mein Beatus.“

Wenn aber der alte Weißkopf gehnt hätte, wie tief er mit diesen Liedworten die furchtbare Seelennot des auf die heimatlose Landstraße geschleuderten jungen Menschen getroffen hatte, wahrlich, er hätte vielleicht lauter aufgeweint als dieser! –

Bleich schimmernd wie gehämmertes Silber stieg die Sichel des abnehmenden Mondes über die Kronen der Obstbäume. Und unter ihren magischen Strahlen fand der Erschütterte allgemach seine innere Ruhe wieder.

Schweigsam saßen sie noch lange Schulter an Schulter und sann hinaus in die sternenhelle Stille der lauen Hochsommernacht.

Als Beatus nächsten Morgen reisefertig, das Ränzel auf dem Rücken, in der Werkstatt stand, ging der Alte in seine Schlafkammer und kam mit einem gebetbuchähnlichen braunen, zerschürften Lederband in der Hand zurück, den er ihm mit den Worten zusteckte: „Nimm dies, Beatus, du wirst das Trostbüchel noch oft in deinem Leben brauchen können – und dann,

lass dir's ein liebes Andenken an den alten Hahnvater sein, wenn er längst im Grabe liegt. Ich weiß, du wirst es in Ehren halten – und ich hab's nimmer Not – ich hab längst heimgefunden.“

Ohne ein Wort des Widerspruches nahm es der Junge.

Und dann kam der Abschied, der bitterschwere Abschied.

Solange ihn der einsame Weißkopf sehen konnte, stand er vor der Tür seines schweigsamen Hauses. Und als Beatus zum letzten Mal zurückwinkte, war es ihm, als ob der Alte sich die Augen wische.

In seinen Ohren aber klangen, unvergesslich für sein ganzes Leben, die Worte des greisen Mannes, als er ihm beim überschreiten der Schwelle Weihwasser auf die Stirn gesprengt: „Lass dich von der Welt nie fangen! Und wähne nie, dass die Welt dir das Glück geben kann. Das wirkliche Glück ist nicht in der Welt, es ist nur inwendig in dir! Darum, wenn du ruhig und unerschüttert werden willst, dann geh zu deiner Seele. Und dring mit ihr in die Stille. Dann wirst du Gott reden hören, denn die Seele ist von Gott. Nur die vom irdischen Wünschen gelöste Seele vermag dir den wahren Reichtum zu geben: den Frieden! Denn der Friede ist alles in der Welt. Darum nimm diesen Segen vom alten Hahnvater mit auf alle deine Wege: Der Friede sei allzeit mit dir, mein Junge, mein lieber Beatus!“

Vierzehntes Kapitel

Ein Tagmarsch ungefähr vor Paris.

Es ist um Mitternacht; sie gehen nach echtem Tipplerbrauch mitten auf der Straße in den ausgefahrenen Wagengeleisen, Tristan läuft an der Seite seines Herrn.

„Weißt du, Beatus, dass es heute Nacht gerade zwei Wochen ist, dass wir von den Zigeunern aufgenommen worden sind?“

Der Angeredete muss sich aus tiefem Träumen reißen; er ist mit seinen Gedanken weit von hier gewesen in einem leise rüttelnden Wagen, vor sich das gewaltige Gesicht des greisen Häuptlings. Er stößt einen tiefen Seufzer aus.

Und der andere wieder:

„So oft muss ich denken, ob die Alte mit ihrer Prophezeiung recht behalten wird. Meinst du, dass es so etwas wirklich gibt?“

„Ich glaube, es gibt weit mehr, als wir gewöhnlichen Menschen uns vorzustellen vermögen!“

„Aber das wär ja das reine Wunder!“

„Für uns schon, aber vielleicht liegt das ganze Geheimnis nur darin, dass sie der Natur näher geblieben sind als wir anderen Menschen.“

„Wie meinst du das?“

„Ich meine, dass diese glücklichen Menschen heute noch gadeso unmittelbar mit Pflanze, Tier, Sonne und Gestirn zusammen leben, wie einst auch wir vor Tausenden von Jahren. Unser Leben aber hat sich aus dieser gesegneten Einheit gelöst und damit haben wir sicher viel Wissen und viele Fähigkeiten verloren.“

Der Bäckergeselle bleibt eine Weile still mit seinen Gedanken, darauf entgegnet er, und seine Stimme klingt heiter:

„Du magst recht haben, Beatus, und ich will es doppelt gerne glauben.“

Und nach einer Weile:

„Auf jeden Fall werde ich bis an mein Lebensende nicht vergessen, wie unglaublich wunderbar unser Gebet in höchster Not Erhörung gefunden hat! Das geht mir gar nicht aus dem Kopf!“

„Auch ich habe viel darüber nachgedacht.“

„Weißt du, ich kann mir halt nicht helfen, ich bin eben so erzogen worden, ich glaub an die Kraft des Gebetes! Meine Mutter hat immer zu uns Kindern gesagt: Was ihr so recht mit der ganzen Inbrunst eures Herzens erfleht, das wird sich erfüllen. Und ich hab mir diesen Glauben bis heute bewahrt.“

„Bewahre ihn dir auch weiterhin, Heinrich, denn es ist sicher weit mehr Wahrheit dahinter, als wir ahnen. Der alte Evangelist oder der Wunderapostel, die würden dir ja darauf ganz anders antworten können; aber das eine ist sicher: Mögen wir's nennen und anschauen, wie wir es wollen – es gibt eine göttliche Macht über uns, und wie sollte deren Hilfe eher auf uns gezogen werden als durch heißes, inbrünstiges Hinwenden unserer Seele zu ihr!“

„Gelt, und der Unglaube ist vielleicht nur in die Welt gekommen, weil der Mensch nicht Geduld haben will! Darum heißt es in dem Lied so schön: ‚Er wird zwar eine Weile mit seinem Trost verziehen.‘ Die Menschen möchten aber den Trost, die Wunscherfüllung, immer gleich haben.“

„Sicher liegt darin der Unglaube mit zum Großteil begründet. Dies ist ja auch das Schwere“, fährt Beatus Klingohr fort und seine Stimme klingt dumpf.

„Wir Menschen wissen von unserem wahren Lebensweg nicht das Geringste, da uns schon verwehrt ist, die nächste Stunde voraus zu sehen. Wir sehen nur den Weg unserer Hoffnungen und

Wünsche und sind so töricht, diesen für unseren wahren Lebensweg zu halten. Und wir werden irr und verzweifeln, wenn jener, den Gott uns zeichnet, eine andere Richtung nimmt.“

Und nach einer kleinen Pause, während welcher es Heinrich Truckenbrodt, der aufmerksam lauscht, scheint, als ob sein Kamerad schwer atme:

„Es ist für den Menschen aber auch so schwer, so furchtbar schwer, den Weg seiner Hoffnungen und seiner Sehnsucht vernichtet zu sehen und nicht für seinen wahren, wirklichen halten zu dürfen!“

Lange gehen sie schweigend nebeneinander.

Plötzlich bleibt Tristan stehen und wendet sich knurrend um.

Sie lauschen gespannt in die Nacht. Aus der Ferne dringen Geräusche an ihr Ohr. Ruhig gehen sie weiter. Wohl irgendein Fuhrwerk. Doch der Lärm kommt rasch näher; Pferdegetrappel. Deutlich vernehmen sie den Schlag eilig aufstampfender Hufe. Doch kein Wagengeräusch. Da sie ein gutes Gewissen haben, marschieren sie ruhig weiter. Jäh tauchen Pferde neben ihnen auf, auf denen Gendarme sitzen, sie drängen die Tiere so gegen sie, dass deren Köpfe ihnen den Weg verstellen.

„Messieurs!“, ruft der Gendarm.

„Compris!“, antwortet Beatus.

Die Gendarmen verlangen die Papiere, nehmen Einblick in sie, sprechen miteinander. Keilen dabei die beiden Walzbrüder dicht zwischen die Leiber der Pferde. Legen ihnen plötzlich, eh sie sich's versehen können, Handschellen an, fesseln sie an die Zügel und in angestrengtem Lauf geht es vorwärts in die Nacht.

Wut und Empörung über die unerhörte Schmach kochen in ihnen. Schmach genug, sie zu fesseln wie gemeine Verbrecher, grenzenlose Rohheit aber, sie gefesselt neben sich herlaufen zu lassen wie Tiere!

Beatus stemmt sich entgegen, schmerzend schneiden die Handschellen ins Fleisch.

Toll vor Wut brüllt er auf: „Gebt uns frei! Sofort! Wir sind keine Hunde und Diebe! Wir lassen uns das nicht gefallen! Ihr habt kein Recht dazu!“

Er zieht wie rasend am Strick, da keine Antwort kommt. Das Pferd steigt auf, reißt ihn fast unter die Hufe. Er tobt wie toll und lässt sich schleifen. Auch Heinrich Truckenbrodt bekommt Mut, schimpft und zerrt.

Da ziehen die Gendarmen die kurzen Säbel.

„Wir wollen wie Menschen behandelt werden“, schreit Beatus Klingohr auf. „Wir sind keine Verbrecher!“

„Chiens prussiens!“, schnaubt der Gendarm und hebt den Säbel.

„Schlag her, Hund!“, fletscht Beatus rasend entgegen. Und der Reiter schlägt mit der flachen Klinge zu. Spornt das Pferd an, stürmt so scharf los, dass den beiden Gefesselten Hören und Sehen vergeht vor Laufen und Schnaufen. Und sie müssen mit, wollen sie nicht von den Hufen zertreten werden! Taumeln, torkeln, stolpern, werden geschleift, kommen wieder auf die Beine, werden vorwärts gerissen, bei jedem Stoß in den Handgelenken gequetscht, keuchen, sind am Ersticken, verlieren beinahe die Besinnung und empfinden es schon als Erlösung, als die Pferde endlich in leichten Trab verfallen.

So geht es eine volle halbe Stunde dahin. Ihnen ist es eine Ewigkeit. Endlich kommen sie in einen Ort, reiten die Gendarmen in einen Torbogen hinein. Sie werden sofort in die Wachstube geführt und aufs Peinlichste untersucht. Ein Mensch trennt ihr Rockfutter auf, späht wie ein Geier zwischen Tuch und Futter herum. Einer der beiden Patrouillengendarmen zerrt ihnen die Schuhe von den Füßen. Sie werden bis auf den nackten Leib

untersucht. Sogar das Band ihrer Unterhosen wird ausgezogen, ob nicht ein Papierstreifen darumgewickelt sei.

Sie wissen nun, dass man sie für Spione gehalten, die das Dunkel der Nacht benutzt, um vorwärts zu kommen.

Da man nicht das Geringste bei ihnen gefunden, scheint man ruhiger zu werden. Sie werden in einen ungeheizten Arrest gesperrt und Beatus darf auf Bitten und Zeichen hin Tristan mit in die Zelle nehmen. Sie können vor Kälte nicht schlafen, aber was tut ihnen dies, sie liegen wenigstens und morgen müssen sie an die Tore von Paris kommen. Dieser Gedanke hat so viel Lockendes, Verheißendes, ihre Erwartungen aufs stärkste Anspannendes, dass sie ruhig die Kälte in Kauf nehmen und sogar die unerhört schmachvolle Behandlung verschmerzen, die ihnen auf der Landstraße zuteilgeworden ist. Es sind rüde Gesellen gewesen, aber schließlich, man hat sie für Spione, für Schädlinge des Vaterlandes, gehalten. Morgen aber sind sie am Ziel, haben durchgesetzt, was sie selber kaum mehr für möglich gehalten – morgen hat die grauenhafte Zeit der Leiden, Strapazen und Drangsale, die wochenlang in aller Unbarmherzigkeit auf ihnen gewuchtet, ein Ende. Morgen vor Abend marschieren sie ein in Paris! In der schönsten, tollsten, erregendsten Stadt der Welt! Was werden sie alles erleben!

In aller Frühe wird die Tür aufgerissen. Heraus, marsch! Sie brauchen keinen Befehl, schnell sind sie draußen! So, jetzt noch ihre Papiere und allez – schieb los! Das dumme, endlose Warten! Was brauchen sie denn noch? Sie brauchen kein Frühstück und haben auch durchaus keine Lust, stundenlang die knebelbärtigen französischen Gendarme zu begaffen. Papiere her und lasst uns weiter!

Endlich kommt ein Hoher; der Kommandant.

Scharf musternde Blicke, Reden mit seinen Untergebenen, Gebärden.

Na, nun wird's hoffentlich bald!

Zwei Gendarmen treten mit Handschellen auf sie zu. Da muss ein Missverständnis vorliegen. Beatus wendet sich an den Kommandanten, spricht auf ihn ein, erklärt, fordert ihr Recht, wie jeder andere schuldlose Mensch behandelt zu werden. Der starrt mit kalten Augen auf sie, scheint nichts zu hören, scheint sie überhaupt nicht zu sehen. Gibt schließlich den Gendarmen einen Auftrag. Die wollen ihnen wieder Handschellen anlegen. Da wird Beatus rasend, stößt die Hände zurück, schlägt wie besessen um sich, brüllt auf, dass das Wachzimmer dröhnt. Auch Heinrich Truckenbrodt lässt sich die eisernen Handschellen nicht anlegen. Sie gebärden sich beide wie von Sinnen, fordern ihr Recht. Dem teilnahmslosen Kommandanten schwellen die Schlagadern an. Er erteilt einen Befehl, ein Rudel Polizisten umringt sie, hält sie nieder. Nun sind sie gefesselt! Beatus Klingohr hebt drohend die gefesselten Fäuste, spuckt mit verächtlicher Grimasse weit vor sich hin.

Zwei Gendarmen, mit dem Gewehr auf dem Rücken, führen sie durch die Stadt. Die Leute starren sie an.

Was hat man mit ihnen vor? Wohin führt der endlose Weg?

Das Gebäude dort muss der Bahnhof sein; eine große runde Uhr über dem Eingang und der Rauch von Lokomotiven zeigen es an. Sie werden darauf zugeführt.

„Jetzt geht mir ein Licht auf, Beatus! Wir kommen per Schub in die Heimat!“, sagt Heinrich Truckenbrodt.

Beatus ist derselben Meinung.

„Ade, du schöne Stadt Paris!“, klagt der Bäckergehilfe. „So sind also alle Leiden vergebens gewesen!“

Vor dem Eingang bleibt Beatus stehen, fragt höflich die Gendarmen, wo es denn hingehet. In denen scheint noch die Erregung von zuvor zu grollen. Sie weisen schroff nach vorwärts, stoßen die Türe auf, drängen sie hinein. Flink huscht Tristan

zwischen den Beinen durch. Der Gendarm, der Beatus führt, packt den Hund, reißt die Tür auf und wirft ihn hinaus. Das Tier heult, winselt vor Verzweiflung, springt an, scharrt, kratzt. Wie ein Pfeil fährt Beatus Klingohr zur Tür, Stößt den Gendarmen zurück, reißt mit den gefesselten Händen, die an einer kurzen Kette hängen, die Tür auf und herein prallt das Tier, ganz außer sich vor Not, springt an seinem Herrn empor, leckt ihm die Hände, heult auf vor Bangnis und ist wie toll. Der Gendarm fährt auf Beatus los, schimpft, droht, will nach dem Hund greifen. Der ist nun auf der Hut, weicht aus, zeigt die Zähne, knurrt. Beatus schreit, dass die ganze Halle klirrt. Ist wie besessen, denn diesmal soll ihm das ärgste Leid geschehen, soll ihm sein Liebstes, sein treuer, kluger, geliebter Hund genommen werden! Und er sieht das Tier schon, wie es frierend und zitternd, mit grenzenloser Not in den ausdrucksvollen Augen, durch die Straßen irrt, jedem Menschen ausweichend und wie wirr immer nur seinen Herrn suchend.

Die Angst um seinen Hund macht Beatus ganz verworren. Gellend schreit die Not seines Herzens auf; die Reisenden ringsum bleiben stehen und sehen teilnahmsvoll zu.

Er fordert so bewegt, dass alle Umstehenden seine Worte verstehen. Stimmen werden laut. Ein paar Frauen schimpfen. Ein vornehm gekleideter Herr redet heftig auf die Gendarmen ein. Die Menschen brummen, schimpfen laut.

Aber Beatus weiß, dass alles Widersetzen vergeblich ist, dass sie schließlich unterliegen müssen.

Es haben zu viel Menschen den Vorgang mit angesehen. So wird das Tier, das immer wieder ausbiegt, entschlüpft, seinen Herrn anspringt und um Hilfe flehend anheult, dann den Angreifern droht, schließlich doch gepackt und von einem Bahnbediensteten hinter eine Tür gesperrt. Beatus rammt mit der Schulter die Tür, hinter der der Hund klagt, dass sie kracht. Er

schreit nach seinem geliebten Tiere; wie verrückt schreit er. Immer nur das eine Wort, den Namen des Hundes. Die ganze Not, die ganze Liebe und Verzweiflung eines Herzens zittert in den Schreien. Und Heinrich Truckenbrodt schimpft, die schauderhaftesten Schimpfwörter, die er nur je irgendwo gehört! So ausdrucksvoll, dass sie verstanden werden müssen.

Aber sie werden überwältigt, Kolben und rohe Fäuste stoßen und treiben sie vorwärts und sie befinden sich plötzlich, wissen selbst nicht wie, in einem Viehwagen. Krachend rollt die Tür zu, sie sind allein. Ein kleines, vergittertes Oberlicht erhellt den Wagen. Beatus tobt, flucht, will die Wände sprengen, ruft mit verzweifelter Stimme immerzu wie ein Irrer den Namen seines Hundes.

Über alle menschliche Kraft geht dieses endlose, martervolle Stehen in der Station! Dieses Sonahesein und Nichthelfenkönnen an jede noch so formlos aufschießende Hoffnung.

Wenn man fuhr, dann war wenigstens die Vernichtung aller Hoffnungen da. So aber wühlte das Herz aus der letzten Blut-faser eine Hoffnung heraus. Unertragbar war diese Not der Seele!

Dies war die peinvollste Stunde aller Leiden, die der Winter auf französischem Boden über ihn verhängte.

Unerwartet wird die Tür zurückgerissen.

Beatus zuckt zusammen. Sollte man sich doch anders besonnen haben? Sollte Menschlichkeit im letzten Augenblicke den Sinn der Gendarmen zur Milde gewandelt haben? Atem, Herzschlag stehen still.

Der Begleitmann schwingt sich herein. Hinter ihm dröhnt die Türe zu. Ein Signal, ein geller Pfiff der Lokomotive, der Lastzug setzt sich in Bewegung und rollt polternd aus dem Bahnhof hinaus.

Das Gehirn Beatus' braucht Zeit. Es ist so zerwühlt, es ist so elend müde geworden. Erst nachdem der Zug schon eine Weile

aus dem Bahnhof draußen ist, wird ihm klar, was nun geschehen, dass jede Hoffnung grausam niedergemetzelt ist, alles in seinem Herzen tot, ganz tot ist! Dass Tristan nun für ihn verloren ist, er ihn nie wiedersehen wird. Dass das edle, kluge, heißgeliebte Tier hilflos und schutzlos herumirren wird, allem Elend preisgegeben, tausendmal verlassener als einst im Württembergischen. Und er sieht lebhaft das Bild vor sich, wie plötzlich das Tier auf ihn zukommt und fast verhungert und heruntergekommen zu ihm aufwinselt.

Und er presst das Gesicht in den Wagenwinkel und redet kein Wort mehr. Nur ab und zu drängt ein qualvolles Wimmern aus dem Winkel hervor.

Heinrich Truckenbrodt lehnt gegenüber dem Gendarmen an der Wand, und mit der allgeringschätzigsten Grimasse, die sein Gesicht auszudrücken vermag, die hasswilden Augen auf den Häscher bohrend, wiederholt er in ständiger, ununterbrochener, mit allem Zorn und aller Verachtung durchtränkter Hartnäckigkeit zwei unflätige Worte.

Zwischendurch spuckt er in weitem Bogen über die Mitte des Waggons hinaus.

Endlos ist die Reise. Die Fahrt wird fast alle Viertelstunden unterbrochen. Der Zug steht stundenlang. Es wird ausgeladen, eingeladen, rangiert. Endlich fordert der Begleitgondarm sie auf auszusteigen. Fesselt mit einer kurzen Kette die Hände der beiden widersetzlichen Ausländer zusammen. Sie lassen es teilnahmslos geschehen. Beatus Klingohr, der erst so unbändig war, hält dumpfergeben seine Hände hin.

Es geht in ein Gefangenenhaus.

Am nächsten Tag transportiert sie ein Gendarm, ein fremdes Gesicht, wieder zur Bahn, fährt mit ihnen durch die Zeit – ja, durch die Zeit, denn sie sehen nichts als die Wände des Wagens.

So geht es eine Ewigkeit lang durch Frankreich. Rollen, an-

halten, warten, das ist ihr Tageslauf. Dies Einerlei macht sie halb dumm. Und dazu die eisige Kälte des grimmen Winters! Ihre Hände sind ganz blau. Sie können sie nicht in die Taschen stecken, können sie den ganzen Tag nicht wärmen, da sie in Schellen gezwängt sind. In Schellen, wie bei gemeinen, gefährlichen Verbrechern! Wenn die Kälte sie peinigt, brennt die Wut über diese Schmach der Behandlung lichterloh in ihnen auf.

Beatus ist krank. Wo ist der Beatus von einst, der Sonnenbruder, den nichts niederzubeugen vermochte! Der ist längst nicht mehr! Der ist vor Paris geblieben, in einem kleinen Ort, irrt immerzu hinter einem Hunde her, immerzu.

Heinrich Truckenbrodt zerquält sich den Kopf, versucht alles, was Liebe und Sorge ihm eingeben.

Heinrich Truckenbrodt bringt langsam die Seele seines Freundes wieder in ihren Leib zurück. Wohl reißt sie noch häufig aus, wohl irrt sie noch oft in die Ferne, wo der teure, braune, verlassene Hund in höchster Not nach seinem entrissenen Herrn sucht, doch sie findet nun wieder zurück.

Sie waren längst nicht mehr allein.

Beinah jeder Tag brachte auf irgendeiner Station neue Schüblinge dazu. Es waren rüde Gesellen darunter. Gesellen, deren hässliche, gemeine Worte die müde Seele Beatus' schmerzten. Sie hielten sich abseits von ihnen.

Die Luft wurde immer schlechter.

Endlich kamen sie in die Schweiz. Die letzten Ankömmlinge sagen es ihnen. Die Uniform des Begleitmannes, der sie abholt, weist es ihnen.

„Gottlob, dass wir Frankreich hinter uns haben!“ Ein erleichtertes Aufseufzen geht durch alle.

In Zürich zählen sie bereits sechzig. Sechzig Mann in einem Viehwagen! Sie sind ärger gepfercht als Tiere!

Es ist ein trübseliger Zug, als sie in langer Reihe, zwei und

zwei aneinandergefesselt, durch die Straßen der Stadt zum Gefängnis marschieren.

„Herrgott, Kinder, wir müssen doch bald Weihnacht haben!“, sagt einer, der schon lange mit Beatus und Heinrich fährt. Die zwei genießen ein gewisses Ansehen; halb Märtyrer, halb Helden. Sie tragen die Schmach am längsten; sie sind am weitesten hineingekommen in das unwirsche Land.

In Winterthur werden sie hoch hinauf in einen Turm gesperrt, der dem Gefangenenhaus angebaut ist. Der ist vollgekritzelt mit Schmäh- und Drohworten. Dazu die schauerhafte Kälte!

Alle sind aufs Tiefste empört; murren, schimpfen, fluchen.

„Morgen ist der Heilige Abend!“, sagt einer.

„Das ist ja nicht möglich!“

„Ja, ja, es ist so, und wenn du schön brav bist, darfst du morgen den Weihnachtsabend mit dicken, schönen Armbändern feiern!“

Die rohen Gesellen lachen auf.

Den Anständigen legt sich mit einem Mal eisige Beklemmung aufs Herz.

Den Heiligen Abend in Ketten! Ach Gott, wenn sie doch schon auf Heimatboden wären! Die letzten Schüblinge wollen gehört haben, dass sie in Rorschach ausgeschafft würden, ins Österreichische hinüber.

„Sagt, meint ihr, dass wir morgen bis zur Grenze kommen?“ Beinah schüchtern klingt die Frage.

„Wenn sie uns hier nicht hocken lassen, schon!“

„Und wenn wir nicht früher noch erfrieren!“

„Ja, wenn wir nicht erfrieren! Horcht! Hört ihr, wie der Sturm um den Turm heult!“

„Tretet die Tür ein!“, schreit eine Stimme gell auf. „Jetzt haben wir die Hände frei!“

Wild schwirren die Stimmen durcheinander.

Tobend wirft sich der Menschenknäuel gegen die Tür. Wieder, noch einmal. Immerzu. Vergebens. Die Tür ist aus starken Eichenbohlen. Der Riegel ist armdick. Dumpf dröhnt das Gepolter die hohe Wendeltreppe hinunter. Tönt fast wie höhnisches Gelächter.

Ohnmächtige Wut und Kraft rammen sich müd.

Der zuckende Menschenknäuel lässt von seinem Vorhaben ab. Sinkt in sich zusammen; verduckt sich wie Tiere.

Kälte, Ungeziefer lassen sie nicht schlafen.

Und der Schneesturm faucht um den Turm, schnaubt bei den Fenstern herein.

Die Guten unter ihnen haben nur einen Gedanken, der ihr Hirn durchfiebert: Morgen noch deutschen oder österreichischen Boden zu erreichen.

So hocken sie mit starren Leibern die ganze grimme Winternacht.

Sechzig deutsche Landstreicher am Vortag des Heiligen Abends!

Hans Sterneder und sein Sonnenbruder

„Einführung zu innigstem Naturerleben.“ Unter dieses Motto stellte Hans Sterneder seinen Roman vom „Sonnenbruder“ Beatus Klingohr, den die Literaturkritik zum schönsten Landstreicher-Roman seiner Zeit erhob.

Neben „Der Bauernstudent“ und „Der seltsame Weg des Klaus Einsiedel“ ist es Sterneders dritter autobiographisch gefärbter Roman, das Buch seiner Wanderjahre, das von seinem zweijährigen Leben auf der Landstraße erzählt.

Geboren 1889 als unehelicher Sohn einer Bauernmagd und eines Gutsbesitzersohnes in Eggendorf in Niederösterreich, erlebte Sterneder eine sehr wechselvolle Kindheit. Da der rittergutsbesitzende Großvater eine Heirat der Eltern ablehnte, wuchs der kleine Hans in der „Armeleuthausung“ der Großmutter mütterlicherseits auf. Jahre später gab der Großvater seinen Widerstand auf, die Eltern heirateten, und Hans übersiedelte mit seiner Mutter auf das Rittergut. Großvater und Enkel verband bald eine innige Liebe und der Rittergutsbesitzer bereute seine anfängliche Ablehnung.

Nach der Matura (Abitur) trafen den jungen Sterneder innerhalb kürzester Zeit mehrere Schicksalsschläge. Zuerst starb der Vater, dann die gutsbesitzenden Großeltern und schließlich ging auch das Rittergut verloren.

Der Schmerz und die Verzweiflung trieben ihn hinaus auf die Landstraße, ins bunte Leben der Walzbrüder und wandernden Handwerksburschen. Von 1909 bis 1911 war er selber ein Heimat-

loser, ein Umhergetriebener, ein Vagabund auf den Landstraßen Europas. Er beschrieb die Erlebnisse dieser Zeit einmal so:

„So ging ich auf die Landstraße. Zog gejagd und getrieben von meiner Seelennot kreuz und quer durch Europa. Die verschiedenen Angesichte der Landschaften, die Baustile fremder Völker und ihre Sitten sah ich. Stieg heute über hohe Gebirgsketten, wanderte morgen durch die Einsamkeit unendlicher Ebenen. Schaukelte heute auf kleinem Segelkutter an den dalmatinischen Inseln der blauen Adria vorbei, lag morgen in Palermo wochenlang im wilden Hafengewühl, sog Mauren-, Sarazenen-, Griechen- und Normannenkunst in meine Seele. Bestaunte die Wunder französischer Kathedralen, wurde lange Zeit von den steinernen Stifterfiguren Naumburgs gebannt. Stocherte durch die Grachten Amsterdams, stand vor Rembrandt. Lag heute am Waldrand, schlief morgen im Stall, kroch ungezählte Male in die duftende Wärme köstlicher Heuschaber und dann wieder in das trübe Bett einer übelriechenden Vagabundenherberge ‚Zur Heimat‘, wenn draußen das Land voll Regen und Kälte war. Streckte mein müdes Gebein wie ein Fürst auf den blitzenden Linnen eines stillen deutschen Schlosses, nachdem die hungrige Seele mit Beethoven und Bach gelabt worden war. Musste ein andermal weit drinnen in Frankreich finstere Novembernächte durch endlose, schwere Regenschauer tapfen, um mich nicht auf den Tod zu erkälten. War so zwei Jahre mit Träumern und Spitzbuben und Handwerksburschen, mit Kärnern und Zigeunern und allem, was sonst sich auf den Straßen der Welt herumtreibt, beisammen.“

Thomas Eich



Mit seinem Roman vom Walzbruder Beatus Klingohr ist Hans Sterneder ein Meisterwerk der Landstreicher-Literatur gelungen. In prächtigen Bildern lässt er den Leser eintauchen in die schillernde Welt der Tappelbrüder des 19. Jahrhunderts.

Er führt den Leser empor zu unbeschwerter Leichtigkeit sonnen-durchstrahlter Sommertage, lässt ihn herzliche Menschen erleben und innige Freundschaften. Doch dann wieder stößt er ihn hinab in die erbarmungslose Härte der Landstraße, die unerträgliche Kälte des Winters und die versteinerte Ablehnung kalter Herzen. Himmel und Hölle erleben sie, die wandernden Freunde, und immer wieder kreisen ihre Gedanken um den Sinn des Lebens, die Geheimnisse der Natur und – um Gott.

ISBN 978-3-940964-00-7



www.eich-verlag.de